

vergleicht sie mit bereits existierenden Datenbanken – etwa vom Roten Kreuz. Sie macht Interviews mit Müttern und Vätern, die ihre Kinder auf der Überfahrt verloren haben, um ihre Angaben mit bereits gesammelten Daten zu vergleichen.

Denn auch das geht vergessen und wird verdrängt bei den täglichen Schreckensmeldungen von immer neuen Bootsunglücken, die im Fernsehen und in den Zeitungen kaum mehr erwähnt werden, weil sie so alltäglich sind. Jedes Mal, wenn ein Schlauchboot kentert, sind Familien und Freunde in Panik. Väter und Mütter, oft Tausende von Kilometern vom Unglücksort entfernt, suchen nach Informationen über ihre Kinder, Brüder suchen nach ihren Geschwistern, wochenlang, monatelang, jahrelang.

Viele Angehörige können nicht Abschied

nehmen, weil sie nicht sicher sind, ob ihre Vermissten wirklich tot sind, sagte mir eine Mitarbeiterin des IKRK. Sie können nicht trauern, weil sie sich an jede noch so kleine Chance klammern, wie Schiffbrüchige an Treibholz, dass ihre Töchter oder Söhne sich eines Tages doch noch melden werden. Deshalb besteht Cattaneos Verdienst nicht nur darin, den Toten eine Würde zu geben. Sie hilft vor allem auch den Lebenden.

Cattaneos Arbeit ist eine leise Arbeit, fern der großen Bühnen, auf denen Politiker Reden halten, um sich für die nächsten Wahlen zu profilieren. Durch ihr Mikroskop blickt sie auf eine menschliche Tragödie, die sich vor unserer Haustür abspielt – in einem Europa, das doch so stolz ist auf seine Erinnerungskultur, jedoch am liebsten alles vergäße, was das tägliche Sterben im Mittelmeer angeht.

Mit der Akribie der Wissenschaftlerin stemmt sie sich gegen die herrschenden politischen Kräfte, gegen das Verdrängen und die wohl niederträchtigste aller menschlichen Geißeln: die Gleichgültigkeit.

Zuletzt sah ich Cristina Cattaneo an einem regnerischen Dezembertag 2018 im Genfer Universitätsspital, in einem kleinen Büro im achten Stock. Sie befragte dort ein syrisches Ehepaar, das beim Schiffsunglück im Oktober 2013 seine Töchter verloren hat und seitdem auf Informationen wartet. Die Eltern haben nie erfahren, was im letzten Moment im Leben ihrer Kinder geschah.

Cattaneo erkundigt sich nach allen erdenklichen Details: Alter, Knochenbrüche, Körperstruktur, Zahnstellung. Sie geht dabei vor, wie sie das immer tut. Sie nimmt sich Zeit, Taschentücher stehen bereit. Es ist ein schmerzhafter Prozess für alle Beteiligten,

weil die Eltern sich nicht an körperliche Details ihrer Kinder erinnern wollen, die psychische Qual ist zu groß. Die Forensiker aber sind auf die genaue Beschreibung angewiesen. Gemeinsam schauen sie sich Fotos der Leichen an. Man zeigt ihnen ein paar Fundgegenstände, doch die beiden schütteln den Kopf.

Es war das erste Mal, dass Cattaneo solche Befragungen außerhalb Italiens durchführte. Sie versprach sich neue Erkenntnisse, neue Spuren. In den mittlerweile über sechs Jahren seit der Schiffstragödie 2013 hat Cristina Cattaneo die Namen von 38 Menschen ausfindig machen können, die in jenem Oktober bei der Überfahrt starben. In 98 Fällen sei sie nahe dran, sagte sie damals. »38 Familien, die wir über den Tod ihrer Liebsten informieren konnten«, fasste Cattaneo ihre Arbeit der vergangenen Jahre trocken

zusammen.

Es klingt nach nichts. Ein Tropfen im Meer.
Es bedeutet alles.

*Sacha Batthyany ist Reporter bei der
»NZZ am Sonntag« und Buchautor.*